

# Anthropologische Beobachtungen gelegentlich einer Expedition an den Victoria-Nyanza.<sup>1)</sup>

Von  
Dr. R. Koch.

Vor zwei Jahren schickte die Deutsche Regierung eine wissenschaftliche Expedition unter meiner Führung nach Afrika, mit dem Auftrage, Untersuchungen über die Schlafkrankheit anzustellen. Zu diesem Zwecke brachte ich fast 1½ Jahre am Victoria-Nyanza zu, und zwar hauptsächlich auf den Sesse-Inseln<sup>2)</sup>. Es fand sich da vielfach Gelegenheit zu anthropologischen und ethnologischen Beobachtungen, aber meine eigentliche Aufgabe nahm mich dermaßen in Anspruch, daß es mir nicht möglich gewesen ist, zusammenhängende Studien zu machen, sondern nur nebenher Material zu sammeln, und ich würde es nicht unternommen haben, Ihnen dieses Material vorzulegen, wenn nicht der dringende Wunsch unseres Herrn Vorsitzenden mich dazu bestimmt hätte. Ich bitte also, meine Herren, Nachsicht zu üben, wenn das, was ich Ihnen heute Abend biete, nicht den Anforderungen entspricht welche Sie mit vollem Recht zu stellen gewohnt sind.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die Sesse-Inseln in der Nordwestecke des Sees gelegen sind. Sie gehören zu dem nördlichen, englischen Gebietsanteile des Sees, das bis zum 1<sup>o</sup> s. Br. reicht, wo das deutsche Gebiet beginnt.

Die Völker, welche am Ufer und auf den Inseln wohnen, gehören zu den Bantustämmen; doch ist es mir vorgekommen, als ob diese Bantu doch nicht mehr ganz rein sind, sondern einen Mischtypus vorstellen. Ich glaube, daß es hauptsächlich hamitische Völker waren, welche nach dem Süden zu fluteten, und sich sicher mit den am See ansässigen Völkern gemischt haben. Ein Volksstamm, der von Norden gekommen und ganz hamitischer Rasse ist, sind die Wahima, von deren auffallender Körpergröße Sie gewiß schon gehört haben. Es ist das ein Hirtenvolk, dessen Rinder sich durch ungeheuer große Hörner auszeichnen. Sie sind erobernd aufgetreten und haben sich die Landschaften im Norden und Westen des Sees unterworfen, und herrschen noch jetzt im Lande Ruanda. Auch auf den Inseln sollen sie zeitweise geherrscht haben, und ich habe dort noch einige Wahimas als Hirten angetroffen. Außerdem scheinen auch die Pygmaeen hier eine Rolle gespielt zu haben, denn man findet jetzt noch Reste von den Pygmaeen an dem riesigen Vulkan Mount Elgon, und ebenso in den vulkanischen Bergen nördlich vom Kiwu-See, wie Sie aus den Schilderungen von K a n d t wissen. Es werden auch noch andere, z. B. nilotische Völkern angegeben, doch würde es zu weit führen, hier darauf einzugehen.

Alle diese Völkern haben also zu diesem Völkergemisch beigetragen. Dem Aussehen nach handelt es sich allerdings um einen ganz bestimmten Typus der Bantuvölker, aber in ihrem Wesen, ihren Sitten, ihrer Kleidung usw. unterscheiden sich die verschiedenen Völker am Victoria-See ganz außerordentlich voneinander. Es

<sup>1)</sup> Vortrag in der Berliner Anthropologischen Gesellschaft am 21. März 1908. Aus Zeitschrift für Ethnologie, 1908, Heft 3. Verlag von Behrend & Co., Berlin.

<sup>2)</sup> In diesem und dem folgenden Vortrag ist (fälschlich) durchweg „Sesse“ gedruckt, während es in den meisten anderen Aufsätzen richtig „Sese“ heißt. D. Herausgeber.

hängt dies mit den Witterungsverhältnissen am See zusammen und bietet ein lehrreiches Beispiel, wie das Klima auf denselben Volksstamm so außerordentlich beeinflussend wirken und ihm ein ganz besonderes Gepräge geben kann.

Über den See hinweg geht das ganze Jahr und fast ausschließlich ein Luftstrom, von Südosten kommend, nach Nordwesten und bringt trockene Luft, so daß das Steppenklima mit seiner Vegetation bis unmittelbar an die Ufer des Sees reicht. Wenn man um den See von Norden her, also von der Kabirondobucht aus herumgeht, so kommt man auf der Ostseite beständig durch solches Steppenland, und das zieht sich auch um das Südufer herum und noch etwas auf der Westseite hinauf. Geht man hier nach Norden, so kommt man in ein ganz feuchtes, regenreiches Klima. Das kommt davon, daß der

Fig. 1.



Queba mit Unterhäuptlingen und Weibern.

herrschende trockene Steppenwind sich über dem See mit Feuchtigkeit sättigt und als feuchte Luft, die zu Wolkenbildung und Regen neigt, an der Westküste anlangt. Da finden wir dann auch eine ganz andere, eine üppige und tropische Vegetation, in der die Banane gedeiht. Hier treiben die Völker Bananenkultur und benutzen eine Ficusart, um sich aus der Rinde Kleidungsstoffe zu machen; und so spricht man von Völkern, die Bananen essen und in Rindenstoffe sich kleiden.

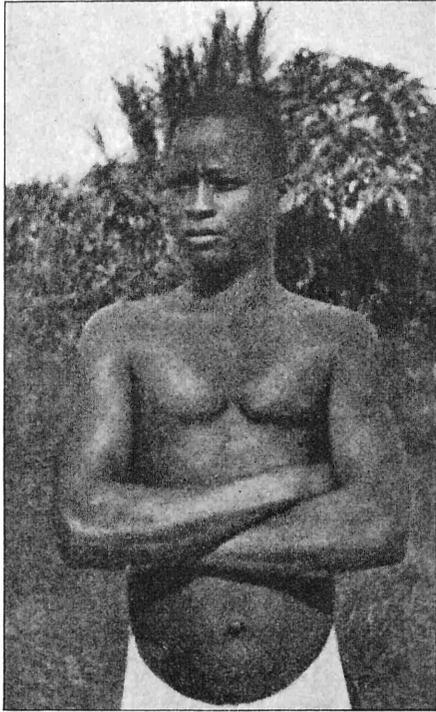
Die Völker im Steppenklima haben ganz andere Ernährungsverhältnisse und Bekleidungsweise.

Ich möchte zunächst im Bilde einige Typen vorführen von den Völkern, die Bananen essen und sich in Rindenstoffe kleiden. Da ist im ersten Bilde Fig. 1 der Oberhäuptling von den Sesse-Inseln, der den Titel Queba führt. Er ist von der englischen Regierung anerkannt und nicht mehr in Rindenstoffe gehüllt, sondern kleidet sich wie ein Araber, was für diese Leute als der Typus der Vornehmheit gilt. Das Bild zeigt ihn umgeben von seinen Unterhäuptlingen und seinen fünf Weibern<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Der Queba ist ein sehr kluger Mensch, was sich auch auf der Abbildung in seinem Gesicht ausspricht. Wenn er ausgeht, hat er immer ein Gefolge bei sich und läßt sich auch immer seinen Lehnstuhl nachtragen.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit bemerken, daß die Missionen schon außerordentlichen Einfluß in dieser Gegend gewonnen haben, sowohl katholische wie englisch-protestantische Missionen. Beide haben schon eine Menge von Bekennern erworben, und die Häuptlinge sind alle mehr oder weniger christlich. Aber wie dünn der Firnis des Christentums an ihnen haftet, kann man schon daran sehen, daß der Queba so viele Frauen hat; mit fünf ist er abgebildet, aber er hat wahrscheinlich noch viel mehr. Die

Fig. 2.



Ruderer.

Fig. 3.



Frau in Baststoffkleidung mit Bananentraube.

Missionare wissen das sehr wohl, drücken aber ein Auge zu. Die zum Christentum Bekehrten erkennt man oft schon daran, daß sie das Kreuz und den Rosenkranz tragen.

Unter den Eingeborenen der Sesse-Inseln findet man außerordentlich kräftige und muskulöse Gestalten, denen man nicht ansieht, daß sie schon die Schlafkrankheit haben. Wenn ich hier von Schlafkrankheit spreche, so heißt das, daß sie Trypanosomen in ihrem Blute haben; aber allmählich geht diese Trypanosomiasis in die Schlafkrankheit über. Auch unser Ruderer, den das zweite Bild zeigt, und der als ein schöner Typ der Inselbewohner gelten kann, hatte schon Trypanosomen, ohne daß man ihm etwas anmerkte. Diese Leute können anfänglich noch den ganzen Tag rudern, und wenn sie schlaff werden, so stimmt der Bootsführer ein Liedchen an, das ganz reizend klingt und nach dessen Takt sie dann wieder mächtig ausgreifen.

Die Ernährung der Bewohner der Sesse-Inseln ist also, wie ich schon sagte, eine vegetabilische. Sie sind echte Vegetarier, denn sie leben ausschließlich von Bananen; diese werden aber nicht als Obst gegessen, sondern unreif, noch bevor die Stärke sich in Fruchtzucker verwandelt hat. Zu dem Zwecke wird die Frucht geschält, gedämpft, und zu einem Brei, ähnlich wie Kartoffelbrei, verarbeitet.

Außer den Bananen werden noch einige andere Vegetabilien kultiviert, z. B. die

süße Kartoffel, Ipomoea, Maniok, Colocasia, und etwas Mais, aber außer dem Mais ist es Frucht, die sich nicht hält. Die Banane dagegen hat den Vorteil, daß sie das ganze Jahr hindurch Früchte liefert. Die Leute brauchen also keine Vorräte anzulegen, und deshalb findet man bei ihnen auch keine Vorratshütten. Die Banane ist hier auch so wenig abhängig von klimatischen Schwankungen, daß fast niemals Nahrungsmangel eintritt.

Fig. 4.



Pombe-Bereitung. Männer in den Trögen stehend; Kürbisflaschen.

Fleischnahrung gibt es fast gar nicht. Allerdings hat man da auch Rindvieh, aber das ist im Besitz der Häuptlinge, und ich habe nicht gesehen, daß etwas davon geschlachtet wäre. Es wird mehr als ein Vermögenobjekt (*pecunia*) angesehen. Ziegen werden auch nur ganz ausnahmsweise geschlachtet.

Trotzdem sind die Bewohner der Sesse-Inseln keine Verächter der Fleischkost. Wenn ein Flußpferd geschossen wurde, welches ja viele Zentner Fleisch liefert, so war es im Umsehen aufgegessen. Ich habe sogar beobachtet, daß sie Krokodile gegessen haben, allerdings nicht ganz offen, sondern hinter meinem Rücken.

Man nimmt an, daß zur Ernährung einer Familie 4—500 Bananenpflanzen ausreichend sind. Sie bilden dann einen kleinen Hain, in dessen Mitte die Hütte liegt.

Eine Anzahl solcher Bananenhaine mit ihren Hütten bilden dann ein Dorf. Ich habe Dörfer gesehen, welche bis zu Tausend solcher Bananenhaine hatten, und man brauchte eine Stunde und mehr, um durch ein solches Dorf zu kommen.

Die Bearbeitung der Eingeborenen-Pflanzungen wird durch die Frauen besorgt. Es ist ganz eigentümlich, wie die Arbeiten zwischen dem männlichen und dem weiblichen Geschlecht nach bestimmten Grundsätzen getrennt sind. Ähnlich wie an der Südsee muß die Frau alle Erdarbeiten, besonders die Bearbeitung des Bodens für die Pflanzungen besorgen. Dem Manne fallen die schweren Arbeiten zu, z. B. wenn es darauf ankommt, Bäume zu fällen und Urwald auszuroden. Wenn danach gepflanzt wird, tritt die Frau in Tätigkeit.

Das dritte Bild zeigt eine junge Frau, welche aus ihrer Schamba, ihrer Hütte, eine Bananentraube geholt hat. Sie werden erkennen, daß es eine besonders große Art ist, die dort kultiviert wird.

Die Banane wird nicht nur als Nahrungsmittel verwertet, sondern die Eingeborenen bereiten sich auch ein Genußmittel daraus, die Pombe, das in anderen Gegenden aus

Hirse oder aus Zuckerrohr hergestellt wird. Sie machen es ganz heimlich; aber es ist mir doch einmal gelungen, sie dabei zu überraschen und zu beobachten. Ich hatte mir ein paar Schlafkranke in einer Hütte angesehen und hörte hinter der Hütte ein eigentümliches Geräusch, das mich veranlaßte, nach hinten zu gehen, und da sah ich denn diese Menschen, die sofort photographiert wurden (Fig. 4). Das Bild zeigt sie in trogartigen Behältern stehend. Solche Tröge, die aus einem einzigen Stück, einem Baumstamm gearbeitet sind, findet man fast bei jeder Negerhütte. Um Pombe zu bereiten, wird die Bananentraube in der Negerhütte zum Nachreifen aufgehängt, wozu ungefähr 8—10 Tage nötig sind. Dann ist die Stärke in Fruchtzucker verwandelt und gärungsfähig. Darauf werden die geschälten Bananen in die Tröge getan und, nachdem man Wasser dazu gegeben, mit den Füßen bearbeitet, wie auf dem Bilde zu sehen.

Es werden außerdem noch die quirlartig angeordneten Blütenstände der Papyrusstauden hinzugefügt. Als ich die Leute fragte, weshalb sie das täten, sagten sie mir, wenn man das unterließe, so würde aus der Pombe nichts. Es ist mir wahrscheinlich, daß man damit erst den Gärungserreger hinzusetzt. Die Leute sind stundenlang damit beschäftigt, um dies Ganze durchzuarbeiten. Dann wird die Flüssigkeit in Kürbisflaschen gefüllt und der Gärung überlassen, die sehr schnell verläuft. In 2—3 Tagen ist das Bier fertig.

In betreff der Fleischnahrung kommen zunächst die Fische in Betracht.

An Fischen ist der See verhältnismäßig arm. Der größte Fisch ist der Wels, der nicht besonders gut schmeckt. Auch die Eingeborenen machen sich nicht viel daraus. Außerdem kommt noch ein anderer großer Fisch im See vor, der Lungenfisch *Protopterus*, der eine richtige Lunge hat. In der Regel fangen die Eingeborenen nur kleine Fische. Diese werden auf Stäbchen gezogen, wie Fig. 5 zeigt, getrocknet und geräuchert und dann zu dem Bananenbrei als Zukost genossen. Aber diese Zukost ist eine so geringe, daß sie als Fleischnahrung kaum in Betracht kommt, und man kann mit Recht sagen, daß diese Menschen fast ganz von Vegetabilien leben. Allerdings ist das insofern vielleicht noch einzuschränken, als noch einzelne Delikatessen aus dem Tierreich dazukommen. So habe ich gesehen, daß einzelne unserer Kranken, wenn sie unterwegs gewesen waren, hinter dem Ohre eine Heuschrecke stecken hatten. Sie tragen sie so nach Hause, um sie dort zu rösten und zu verzehren.

Als besondere Delikatesse gelten die geflügelten Termiten, die zu gewissen Zeiten ausschwärmen und dann von den Eingeborenen gefangen werden. Die Termitenhügel sind immer kahl und die schwärmenden Termiten können sofort, ohne Hindernis, abfliegen. Sobald aber die Zeit kommt, wo sie ausschwärmen, legen die Eingeborenen Zweige um die Hügel, damit die Termiten sich darauf setzen und nicht gleich fortfliegen. Dann wird ein kleines Feuer gemacht, das einen starken Rauch entwickelt. Davon fallen die Termiten herunter und werden zusammengefeßt und geröstet.

Auch andere Insekten werden genossen. Man sieht manchmal ganze Wolken von Eintagsfliegen, die langsam über das Wasser hinwegziehen und aufs Land kommen. Die Eingeborenen fahren dann mit siebartigen Netzen durch die Schwärme hindurch und bekommen große Mengen der Tierchen hinein. Ihre Zubereitung besteht darin, daß sie zu einer Art Brot verbacken werden.

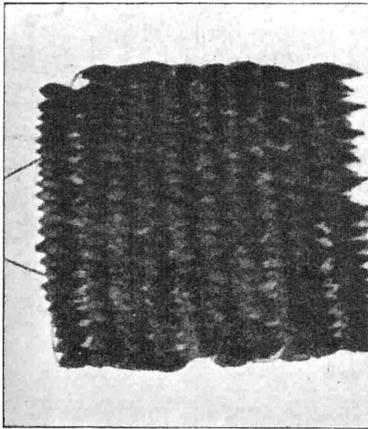
Jagdbares Wild gibt es nicht, außer dem *Tragelaphus Speeki*, einer Antilope, mit sehr langen Hufen, die sie befähigen, in Sümpfen selbst durch Papyrusdickichte hinzulaufen. Sie schwimmt und taucht vorzüglich, und ich habe sie weit draußen im See, zwei Stunden Kahnfahrt vom Ufer entfernt, angetroffen.

Da ich das Blut der Antilope untersuchen mußte, so veranlaßte ich die Eingeborenen, mir ein solches Tier zu beschaffen. Es dauerte nicht lange, da war ein Dutzend

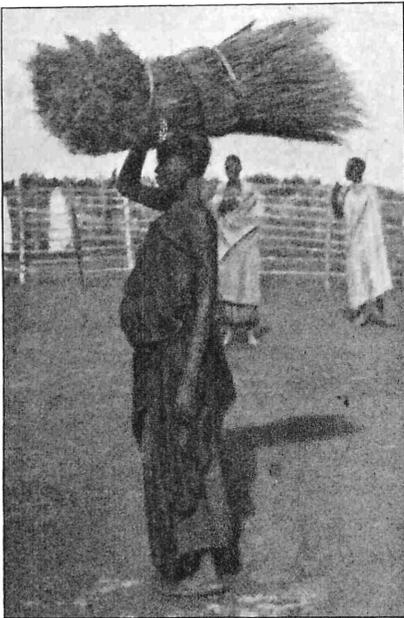
Hunde besorgt, die mit kleinen Glocken versehen waren. Die Hunde bellen nämlich nicht. Deshalb wird ihnen eine Schnur um den Leib gebunden, an der eine kleine Schelle hängt. Wenn sie also jagen, so kann man sie am Schall der Schelle verfolgen. Es dauerte auch nicht lange, so hatten sie eine Antilope.

Wir hatten eine Menge von Kranken rings um unser Lager, und diese Kranken mußten sich nun eine Unterkunft schaffen. Da fanden wir denn Gelegenheit, den

Fig. 5.



Aufgereihete Fischchen.

Fig. 6.  
Frau, Dachstroh herantragend.

Hüttenbau zu beobachten. Gewöhnlich bauten sie sich zunächst eine leichte Hütte, von Schilf ganz notdürftig hergerichtet, aber doch ausreichend, um Schutz gegen den häufigen Regen zu geben. Solche Hütten bauen sich die Träger der Karawanen überall in Afrika.

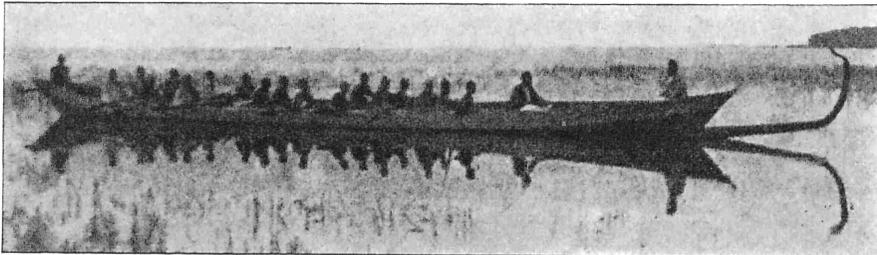
Beim Bau der dauernden Hütten zeigte sich wieder die Arbeitsteilung. Die Männer holten Baumstämme und Äste aus dem Walde, während die Frauen zunächst den Boden herrichteten, indem sie ihn planierten und mit Knüppeln festschlugen. Dann schleppten sie Schilfstengel herbei, die als Sparren dienen sollen. Auf die Sparren werden Grasbüschel gelegt, die von den Frauen mit den Händen ausgeraut sind und von ihnen herangebracht werden. Es ist eine besondere Grassorte, die nicht befestigt wird und sich bald auf den Sparren festsetzt. In zwei bis drei Tagen ist eine solche Hütte fertig. Bild 6 zeigt eine Frau, welche Gras heranträgt.

Die Hütten der Waganda und der Bewohner der Sesse-Inseln sind mit einem dachartigen Vorsprung über dem Eingang versehen und bieten mitten zwischen Bananen und Collocasien einen außerordentlich idyllischen und behaglichen Anblick. Die Hütten der Häuptlinge sind etwas größer, aber ebenso einfach und bienenkorbartig. Indessen fangen die Häuptlinge doch schon an, europäische Muster mit rechteckigem Grundriß nachzuahmen.

Es ist ganz natürlich, daß diese Menschen, die in unmittelbarer Berührung mit dem Wasser leben und auf Inseln wohnen, auf schwimmende Fahrzeuge angewiesen waren, und das hat zur Folge gehabt, daß die Sesseleute sehr geschickte Bootsbauer geworden sind. Es ist aber merkwürdig, daß sie niemals Segel benutzt haben. Die Boote sind schmal und lang und bestehen aus Holzplanken, deren Herstellung sehr mühsam ist, denn die Leute haben keine Säge; alles muß mit der Axt zugehauen werden. Die Planken werden mit den Fasern der Raphiapalme aneinander genäht, aber da die Nähte nicht gedichtet werden, so sickert immer Wasser durch. Auch bei anderen Völkern habe ich solche primitiven Fahrzeuge gesehen, z. B. in der Südsee, aber niemals waren die Boote so undicht wie hier, wo es genug Gummipflanzen im Walde gibt, mit deren Saft die Leute ihre Boote leicht dicht machen könnten; aber das tun sie nicht. Die Boote

sind mit Bänken versehen, auf denen je zwei Ruderer sitzen. Ein Boot mit 12 Bänken, wie es das Fig. 7 a zeigt, ist also für 24 Ruderer eingerichtet<sup>1)</sup>. Aber davon gehen zwei in der Mitte des Bootes ab, die immerfort das Wasser auszuschöpfen haben. Dann ist noch auffallend ein eigentümlicher, schnabelartiger Vorbau am Schiffe, von dem ich nicht sagen kann, ob er nur ein Schmuck oder wegen des Auffahrens am Ufer angebracht ist. Aber dazu wäre er doch auch nicht nötig. Er besteht aus einem Holz, das mit dem Kiel verbunden ist, und an dessen vorderes Ende ein aufrecht gebogenes Holz angebunden wird. Es ist häufig mit einem Antilopengehörn verziert oder mit Federn vom Schwanze des Graupapageien; also doch wohl ein Zierrat. (Fig. 7b.) Der aufwärts gekrümmte Schnabel ist einfach angebunden. Quer durch den Bug des Bootes ist ein an beiden Enden

Fig. 7a.



Boot mit 12 Ruderbänken.

Fig. 7b.



Ruderboote verschiedener Größe.

zugespitzter Balken gezogen, welcher zur Aufrechterhaltung des Gleichgewichtes dient. Man erkennt in der Abbildung, daß die Ruderbänke aus Balken bestehen, deren Enden durch die Bootswand hindurchgesteckt und außen durch einen Knopf befestigt sind. Die Boote werden nach ihrer Benutzung immer ans Land gezogen.

Diese Boote sind so schwach, daß die Fahrt bei dem gewöhnlich starken Wellengang des Sees sehr gefährlich ist, was die Eingeborenen sehr wohl wissen, denn wenn sie

<sup>1)</sup> Dieses Boot war auf Bestellung eigens für die Schlafkrankheitsexpedition von einer englischen Firma in Entebbe besorgt worden, die es von einem Häuptling gekauft hatte. Den kleinen Booten fehlt oft der Schnabel.

eine etwas weitere Fahrt unternehmen wollen, bringen sie erst dem Gotte M'Kassa ein Opfer in Gestalt einer Ziege, und sie halten sehr darauf, auch wenn sie Christen geworden sind. Auch einzelne Europäer haben gemeint, es wäre doch wohl sicherer, dem Gotte M'Kassa die Ziege zu opfern, bevor sie ihre Fahrt auf dem See antraten.

Fig. 8.



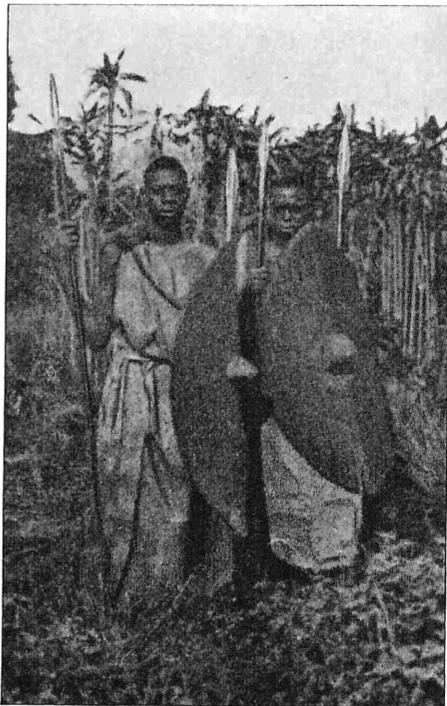
Primitives Boot.

Die Eingeborenen wagen sich auf diesen Booten auch nicht weit auf den See hinaus. Das Zentrum des Sees soll frei von Inseln sein, aber mit Sicherheit kann man es nicht behaupten, weil noch niemand darüber gefahren ist. Niemand hat ein Interesse daran, quer über den See hinüberzufahren, denn der ganze Handelsverkehr der Eingeborenen sowohl wie

der Europäer spielt sich am Ufer und von einem Küstenplatz zum anderen ab.

Die Eingeborenen behaupten, in der Mitte lägen auch noch Inseln, aber diese seien verzaubert, und man könne sie nicht erreichen, weil sie vor dem, der sich ihnen nähert, zurückweichen; es gebe aber auf der Insel Bukana Leute, welche einen Zauberkraut Dawa (sprich: Daua) machen; wer davon genossen, könne die Inseln erreichen. Aber darauf wohnen wilde, nackte Menschen, deren Begegnung sehr gefährlich ist. Auch ein Seeungeheuer soll im See vorkommen; doch wie es aussieht, habe ich nicht ermitteln

Fig. 9.



Krieger mit Speer und Schild  
(aus feinem Geflecht).

Fig. 10.



Zwei Frauen in Rindenstoff; die eine trägt darunter schon Baumwollzeug und hat, um es zu zeigen, ihr Bastkleid geschürzt.

können. Manche beschreiben es als ein großes Krokodil, andere wie ein Flußpferd, oder wie einen großen Fisch. Es wirft die Boote um und die Insassen müssen ertrinken.

An einzelnen Stellen habe ich dann ganz primitive Boote (Fig. 8) gefunden und glaube, daß es die ursprünglichen Boote gewesen sind, mit denen sie angefangen haben, auf das Wasser zu gehen. Sie sind aus den Blattstielen der Raphiapalme zusammengesetzt. Wenn die Fasern entfernt sind, so bleiben die langen, außerordentlich leichten Stengel übrig, die sich leicht miteinander so verbinden lassen, daß es ein kleines Boot gibt.

Ich hatte schon erwähnt, daß die Völker, welche im Westen und Norden des Sees sitzen, sich mit Rindenstoffen bekleiden. Der Baum, von dem sie die Stoffe gewinnen, ist eine Ficusart. Wenn man die abgeschälte Rinde klopft, so gibt das ohne weiteres einen Stoff, der zur Bekleidung dienen kann. Der Baum kann drei- oder viermal geschält werden, denn so oft ersetzt er die Rinde wieder. Als Bekleidung wird der Stoff von den Männern anders getragen als von den Frauen. Die Männer (Bild 9) knüpfen ihn oberhalb der einen Schulter zusammen; die Frauen (Bild 10) hüllen ihren Körper bis zu den Achselhöhlen darin ein und legen ihn oberhalb der Brüste fest an. Er reicht ihnen bis auf die Füße, so daß es beim Gehen rauscht, wie wenn bei uns die Frauen eine Schleppe tragen. Man fängt aber schon an, europäisches Baumwollzeug zu benutzen, und die Zeit dürfte nicht fern sein, wo die Rindenstoffe dadurch ganz verdrängt werden.

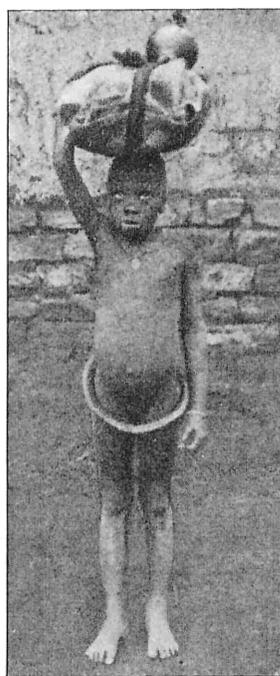
Sobald man aus dem Gebiet der Bananenesser und der Ficusbäume hinauskommt, ist diese Art der Bekleidung wie abgeschnitten. Von einem Dorfe, wo die Rindenstoffe getragen werden, kommt man ohne Übergang in ein Dorf, wo die Menschen absolut nackt gehen. Im Nordosten, in Kabirondo, da findet man diese ganz nackten Leute. In Port Florence, wo die Ugandabahn mündet, findet man auf dem Markte eine ganze Zusammenstellung dieser nackten Völkerschaften, eine wahre Musterkarte, was für die englische Auffassung sehr shocking, für den Anthropologen aber sehr interessant ist.

Kleine Mädchen tragen manchmal einen merkwürdigen großen Ring um die Hüften, wie es Fig. 11 zeigt. Was das bedeuten soll, weiß ich nicht. Es wird wohl ein Schmuck sein.

Eigentümlich ist die Art der Begrüßung der Waganda, auch auf den Sesse-Inseln. In Ostafrika hört man sonst nur das Wort jambo, und damit ist die Begrüßung abgemacht. Hier ist das nicht so einfach, sondern sehr umständlich. Wenn Männer sich begrüßen, so bleiben sie 1 bis 3 Minuten stehen. Dann sagt der eine: Otiana; das bedeutet: geht es dir schlecht? Die Antwort lautet a, a, d. h. nein. Darauf läßt der erste ein langgezogenes hmm hören, womit er seine Befriedigung ausdrückt. Nun werden dieselben Formeln wiederholt, indem der zweite mit Otiana beginnt. Zuletzt sagen beide abwechselnd hmm, und Johnston, der längere Zeit Gouverneur von Uganda war, behauptet, daß man mindestens sechsmal hmm sagen müsse, wenn man nicht als unhöflich gelten will.

Die Frauen knien zum Gruße nieder und legen die Hände übereinander, oder sie bücken sich nur, etwa wie die Japaner, wenn sie grüßen. Die Fig. 12 zeigt eine Frau in grübender Haltung.

Fig. 11.



Kleines Mädchen der Kabirondo mit Hüftring.

Eigentümlich ist ein Hochzeitszug, wie ihn das Fig. 13 zeigt. Die Braut ist in Rindenstoff gekleidet, aber manche von den Leuten tragen schon europäische Baumwollstoffe. Die Braut hat eine topfartige Kopfbedeckung, was ich sonst nie gesehen

Fig. 12.



Frauengruß.

habe. Ein europäischer Regenschirm, der aufgespannt über sie gehalten wird, soll nicht etwa gegen die Sonne schützen, sondern das ist eine Auszeichnung. Die Musikanten in ihrem Gefolge spielen die Flöte, die Topftrommel und die kleine Leier. So ziehen sie stundenlang umher und machen einen furchtbaren Lärm.

So friedlich wie hier auf dem Bilde ist es auf den Sesse-Inseln nicht immer hergegangen. Die Häuptlinge der früher etwa 30 000 Köpfe betragenden Bevölkerung, die jetzt durch die Schlafkrankheit auf 10 000 zusammengeschrumpft ist, haben viel untereinander in Streit gelegen. Das ist jetzt vollständig vorüber; jetzt gibt es keine Kriege mehr. Unter der englischen Herrschaft hat das aufgehört. Wir konnten aber noch einige Krieger photographieren, die mit Schild und Speer bewaffnet sind. Der Schild ist derselbe, wie man ihn in ganz Uganda trägt und besteht aus einem sehr künstlichen Geflecht (Fig. 9).

Bei den vielen Kranken, die sich an uns wandten, um Hilfe zu suchen, und die sich mit ihren Familien neben unserem Lager ansiedelten, hatte ich selbstverständlich hinreichend Gelegenheit, Beobachtungen über ihre Lebensweise zu machen und zu sehen, wie die Kranken sich selbst verhalten und wie die Angehörigen mit ihnen umgehen. Da waren viele Kinder, bei denen mir die dicken Bäuche auffielen. Das kommt von dem Bananenbrei, der ihre fast ausschließliche Nahrung bildet.

So voll müssen sie sich essen, um ihrem Nahrungsbedürfnis zu genügen, und man kann bei ihnen von Bananenbäuchen reden, wie bei uns von Kartoffelbäuchen.

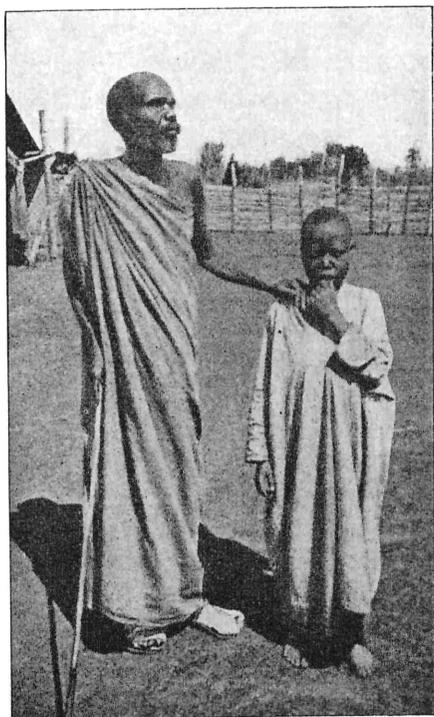
Fig. 13.



Hochzeitszug. Bräutigam in (für den Zweck entliehener) europäischer Jacke.

Bei einem Kranken, welcher wegen quälender Geschwüre an den Füßen zu uns kam, lernten wir ein Stückchen Negerjustiz kennen. Mir fiel es auf, daß er keine Ohren hatte und blind war. Die Augenhöhlen waren leer. Wir erfuhren, daß er in eine zu nahe Berührung mit dem Harem eines Sultans gekommen und dabei gefaßt worden war. Da wurden ihm sofort die Ohren abgeschnitten und mit den Daumen die Augen aus den Höhlen gedrückt. Es erinnert das an unseren Ausdruck: die Daumen auf die Augen setzen. Man möchte fast glauben, daß er aus einer Zeit stammt, wo eine solche Justiz auch bei uns geübt wurde. In Fig. 14 ist dieser von einem Knaben geführte Blinde aufgenommen.

Fig. 14.



Verbrecher, der Augen und der Ohren beraubt.

Fig. 15.



Regenschirmartige Kopfbedeckung.

Manche von den Leuten, die zu uns kamen, trugen eine geflochtene regenschirmartige Kopfbedeckung (Fig. 15), denn fast jeden Tag kam ein sintfluartiger Regen. Wenn man sich einen solchen Regenschirm auf den Kopf setzt, so ist man geschützt und hat doch die Hände frei.

Um die Übersicht über unsere Kranken zu behalten, gaben wir ihnen Nummern, welche auf ein kleines Brettchen geschrieben wurden (Fig. 15). Ein Kranker fand bald heraus, daß es viel schöner aussah, wenn er das Brettchen am Kopfe befestigte. Er fand bald Nachahmung, und die Sache ist förmlich Mode geworden. Das ist echt negerhaft.

Merkwürdig ist, daß man die Kranken niemals klagen hört. Diese Tausende von Menschen, die alle dem Tode verfallen sind, sind immer vergnügt und zu kleinen Scherzen und Witzen aufgelegt und vertreiben sich die Zeit mit einer Art Brettspiel und anderen Unterhaltungen.

Wenn ein Kranker Kopfschmerzen hat, so läßt er sich an dieser Stelle die Haare rasieren. Andere Kranke schlingen ein Band um die Stelle, wo es schmerzt, also um den Kopf bei Kopfschmerzen, um die Brust bei Brustschmerzen. Diese Kombination von Kopf- und Brustschmerzen ist recht charakteristisch für die Anfangsstadien der Schlafkrankheit. Für uns war es angenehm, ohne weiteres zu sehen, wer von den Neuangekommenen der Kranke war. Bei der Untersuchung solcher Kranker fand man dann in der Regel Trypanosomen im Blute.

Manche Kranke sahen noch ganz kräftig aus, waren aber doch so schwach auf den Füßen, daß sie gestützt werden mußten; wenn man sie losließe, würden sie anfangen zu schwanken und fallen. Die Frauen lassen ihre hilflosen Männer nicht aus den Augen und bemühen sich um sie in ganz rührender Weise.

Manche Kranke, die noch gehen können, sind außerordentlich unruhig. Das gehört mit zu den Krankheitssymptomen. Sie rennen oft in den Urwald oder ins Wasser und gehen dann zugrunde. Um dies zu verhüten, bleibt nichts weiter übrig, als den Kranken zu fesseln. So führte uns ein Mann seine Frau zu, die er mit einem Strick gebunden hatte, den er in der Hand hielt. Andere Kranke waren schon vollständig tob-süchtig. Vor solchen Leuten haben die Eingeborenen große Angst, denn es war vorgekommen, daß sie die Hütten angezündet hatten. Dagegen gibt es ein Mittel von Urzeiten her: die Sklavengabel (Fig. 16). Das ist ein dicker Ast mit einem Paar gabelförmiger Zweige an dem einen Ende. Die Gabel wird von vorn her um den Hals gelegt und hinten zugemacht. Dann muß der Mensch beständig mit diesem schweren Knüppel, der ihm vorn vom Halse herunterhängt, gehen und kann nicht mehr davonlaufen.

Schwerer Kranke, die schon schlaf-süchtig waren, wurden in Netzen getragen, die hängemattenartig aufgehängt sind.

Ein solcher Mensch schläft nicht beständig; durch Rütteln kann man ihn aufwecken und ihn veranlassen, Nahrung zu sich zu nehmen; aber sobald man ihn sich selbst überläßt, schläft er wieder ein. Ich besitze die Photographie von einem jungen Mädchen, das den Kopf auf den Schoß der Mutter gelegt hat und da eingeschlafen ist; und eine andere Photographie, wo ein Säugling zu der schlafenden Mutter gekrochen ist und sich die Brust genommen hat.

Es kamen natürlich sehr viele Todesfälle vor. Wenn nichts mit den Kranken geschieht, dann sterben sie sämtlich. Bis zu unserer Ankunft war nicht ein Fall vorgekommen, der nicht tödlich verlaufen wäre. Oft bin ich in Dörfer gekommen, wo alles ausgestorben war. Ein Grab vor den Hütten zeigt, wie die Toten bestattet werden. Sie ruhen unter einem einfachen, flachen Hügel aus festem Lehm. Die leeren Hütten, die Gräber davor, die umgefallenen Bäume in der Umgebung, die Verwahrlosung der Bananen- und Tapiokapflanzungen geben ein Bild des Vergehens, des Todes.

Obduktionen durften nicht gemacht werden. In Entebbe ist es einmal von englischen Ärzten versucht worden, aber danach waren sämtliche Eingeborenenarbeiter davongelaufen. Wenn nämlich jemand sich mit einem Leichnam beschäftigt, so denken die Leute, daß man ihn auffressen will. Der Bischof *Streich* in Kampalla und der Gouverneur *Johnston* meinten, das wären Reste von Kannibalismus, und es müßten wohl früher auf den Inseln Kannibalen gewesen sein, denn es ist eine Tatsache, daß es augenblicklich dort noch eine geheime Sekte gibt, welche Leichen ausgräbt und auf-frißt, und deshalb werden jetzt von den Angehörigen bei den Leichen Wachen aufgestellt. Sie glauben, wenn jemand von Leichen ißt, so bekommt er unheimliche zauberhafte Kräfte und kann sich in wilde Tiere verwandeln, wie in der Sage von unserem Wärfwolf.

Gegenüber von den Sesse-Inseln, auf dem Festlande, haben die Sultanate zwar noch denselben Typus, zeigen aber doch kleine Abweichungen. Im Lande Kisiba, an der Westseite des Sees, südlich vom Kagera-Nil, also zum deutschen Gebiet gehörig, liegen die Hütten der Eingeborenen auch mitten in einem Bananenhain, aber regelmäßig führt ein von einem Zaun eingefasster, auffallend breiter Weg zu der Hütte, was auf den Sesse-Inseln nicht vorkommt. Die Leute tragen auch nicht die Rindenstoffe, sondern einen Grasschurz. Manchmal wird dieser Schurz um die Lenden getragen, und manchmal wieder um den Hals, wie es ihnen gerade bequemer ist. Selten haben sie zwei Schurze, einen größeren um den Oberkörper und einen kleinen um die Lenden; oder umgekehrt, wie es die Fig. 17 zeigt. Die kleinen Kinder gehen gewöhnlich ganz nackt.

Fig. 16.



Sklavengabel.

Fig. 17.



Knaben mit Grasschurzen. Kürbisflasche.

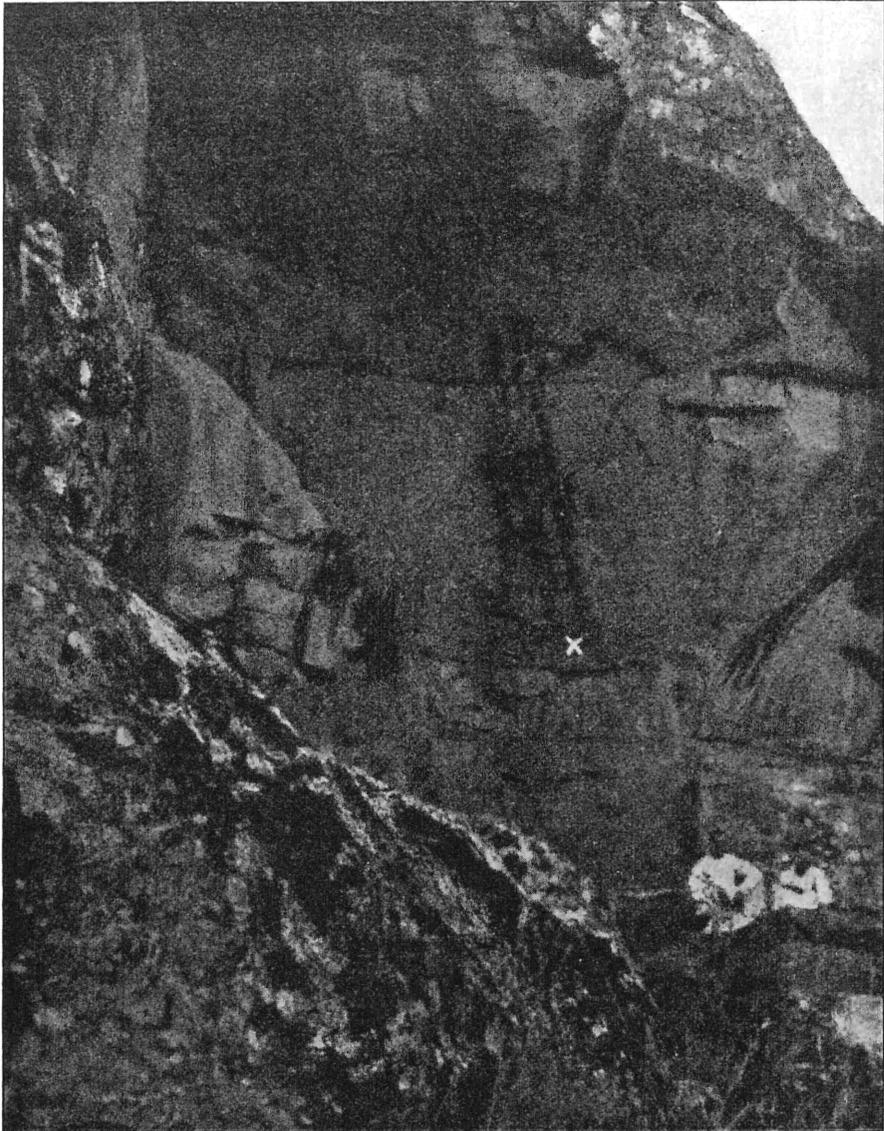
Größere Kinder sieht man schon mit einer Kürbisflasche gehen, in der sie ihre Pombe haben. Wie auf Fig. 17 zu sehen, steckt in der Flasche ein Schilfrohrstengel, an dem alle Augenblicke gesaugt wird. Bei Untersuchung einer großen Anzahl Männer auf Schlafkrankheit sah ich fast nicht einen einzigen ohne die Pombeflasche.

Die Eingeborenen kennen noch ein anderes Genußmittel; das ist die Frucht des Kaffeebaumes, eine fleischige Beere mit zwei Kernen, die noch nicht so hart sind wie unsere getrockneten Kaffeebohnen. Diese Frucht schmeckt sehr angenehm und erfrischend. Der Kaffeebaum ist in ganz Uganda und auf den Sesse-Inseln von altersher heimisch und gedeiht ganz prächtig. Seine Samen sehen aus wie Mokka-Bohnen. Aber da die Besitzer der Bäume die Ernte an die Sultane abliefern müssen, so haben die Eingeborenen kein

Interesse daran, die Bäume zu kultivieren; sonst könnte der Kaffee zu einem lohnenden Handelsartikel gemacht werden.

Zum Schluß möchte ich Ihnen, meine Herren, etwas mitteilen, was noch völlig rätselhaft ist. Ich kann noch keine rechte Deutung dafür finden.

Fig. 18.



Gesamtansicht der Felsen bei Kisiba mit den auf Fig. 19 und 20 dargestellten Zeichnungen. Das  $\times$  gibt die Ortsentsprechung für die untere Abbildung. Auf der Originalphotographie läßt sich in der Mitte der Höhe, am linken Ende des Quarzganges, eine fein punktierte Stelle erkennen. Auch diese Punkte sind in roter Farbe aufgemalt.

Auf der Missionsstation Buanja im Sultanat Kisiba, die von den weißen Vätern besetzt ist, erzählten mir die Missionare, daß ein paar Tage vorher ganz merkwürdige Schriftzeichen auf Felsen gefunden waren. Ich ließ mich dahin führen und fand in grottenartigen Vertiefungen auf Quarzwänden rote Zeichen aufgemalt. Die Farbe saß ganz fest und war in den Stein so eingewittert, daß man sie nicht abwischen oder abreiben

konnte. Ich habe versucht, Photographien davon zu bekommen. Auf einem der beigegebenen Bilder sieht man ein paar boys, um die Größenverhältnisse zu zeigen (Fig. 18).

Das Gestein der steil abfallenden Wände ist Urschiefer. Dazwischen kommen Bänder aus rein weißem Quarz vor, und auf diesen findet man diese Figuren. Wie Schriftzeichen sieht es nicht aus, denn die Zeichen sind untereinander sehr ähnlich, nur mit kleinen Modifikationen.

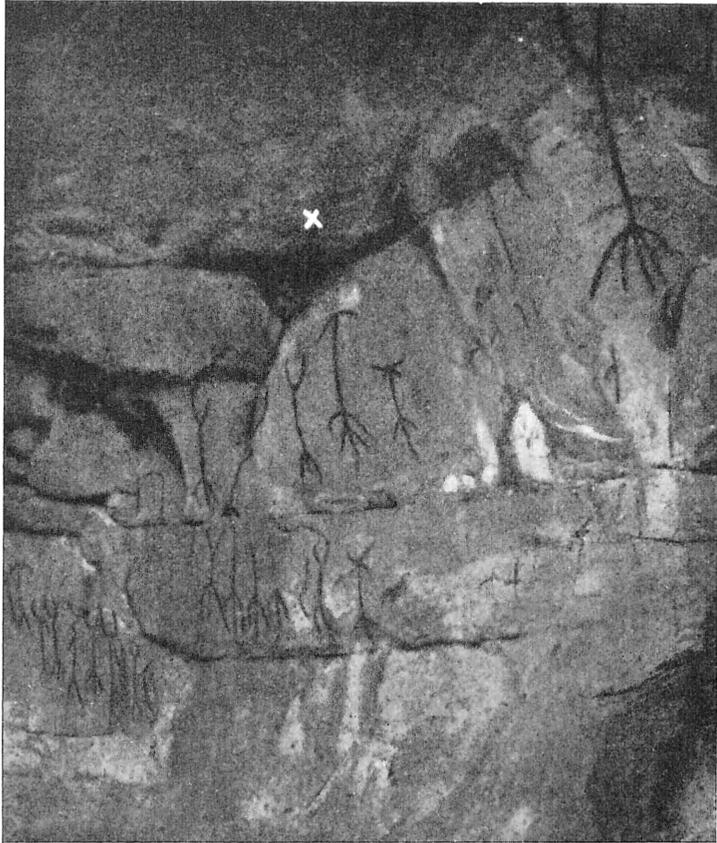
Fig. 19.



Felszeichnungen bei Kisiba.

In der Regel haben sie unten fünf Füße, oder nur drei oder vier, und daran einen Stab, auf dem etwas wie ein paar Hörner sitzt, und unter diesen noch ein paar kleine Anhängsel. Mir ist es so vorgekommen, als ob es ein Symbol sein soll, etwa für ein Rind mit seinen Hörnern, so daß ein jedes Zeichen ein Rind bedeutet, und daß die Anzahl der Zeichen, die sich wiederholen, die Anzahl der Tiere, also eine Herde bedeuten soll. Dazwischen finden sich noch Felder mit zahlreichen Punkten, jedes Feld umrahmt von einer unregelmäßigen Kreislinie. Solche Punktfelder sind nur in sehr geringer Anzahl vorhanden. Die Zeichen sind alle in roter Farbe gemalt und müssen sehr alt sein. Der erste Anblick erinnerte an die Buschmannzeichen in Südafrika, aber diese sind doch ganz anders, weil sie wirkliche Objekte darstellen. Man kann nicht daran denken, daß ein Mensch sie aus Langerweile gemacht hat, denn zwei Meilen davon ist eine eben solche Stelle, und als die Eingeborenen merkten, daß wir uns dafür interessierten, führten sie uns fünf Meilen weit an eine andere solche Stelle bei Kigarama und sagten, daß es noch mehr in dieser Gegend gibt.

Fig. 20.



Felszeichnungen bei Kisiba.

Vielleicht ist einer von Ihnen, meine Herren, imstande, darüber eine Auskunft zu geben oder zu sagen, ob man so etwas schon gefunden hat. Die Eingeborenen wußten nichts über den Ursprung. Sie sagten, die Vögel hätten sie mit ihrem Schnabel gemacht. Demnach scheinen sie also älter zu sein als die augenblicklich dort lebenden Eingeborenenstämme.

Ich glaube, daß es das erste Mal ist, daß man etwas Derartiges in Zentralafrika gefunden hat.

---